

Nikolas Buck

Akte der Epochenbildung – über eine ritualisierte Handlungsform im literarischen Feld

1 Einleitung

Versteht man Epochenkonstruktionen nicht als statische Gebilde, sondern als beschreibbare, wenn auch stets vorläufige Ergebnisse eines dynamischen Prozesses der Wissensgenerierung (vgl. Barner 1987a; 1987b; Steinwachs 1985; Stockinger 2002; Kindt 2015; Buck 2021), so folgt hieraus, dass zwischen zwei Arten der Epochenbildung unterschieden werden sollte, und zwar der Entstehung von Ex-post- und Ex-nunc-Epochenkonstruktionen, also einerseits nachträglichen wissenschaftlichen Konstruktionen und andererseits begrifflichen Konstruktionen, die zur Beschreibung aktueller kultureller Phänomene von den Zeitgenossen selbst geprägt werden (vgl. Buck 2021, 11–19). Den Hintergrund der zweitgenannten zeitgenössischen Prozesse der Epochenbildung bildet dabei im Wesentlichen die im literarischen Feld herrschende spezifische Funktionslogik der ‚permanenten Revolution‘ (vgl. Bourdieu 2001, 346–384). Demnach konstituiert sich die Struktur des literarischen Feldes insbesondere durch die ständigen feldinternen Distinktionskämpfe zwischen Orthodoxen und Häretikern, wobei letztere versuchen, ihr symbolisches Kapital dadurch zu vermehren, dass sie sich radikal von der vorherrschenden literarischen Produktion absetzen – mit dem Ziel, selbst ‚Epoche zu machen‘ (vgl. Bourdieu 2001, 249–259; Joch, *infra*).

Dies geschieht – so die im Weiteren leitende Prämisse – bevorzugt über strategische Handlungsformen, die als performative Akte der Epochenbildung beschrieben werden können. Diese programmatischen Akte haben als Katalysatoren für einsetzende Epochenbildungsprozesse eine entscheidende Bedeutung und können über ein spezifisches Bündel an rhetorischen und inhaltlichen Merkmalen definiert werden, zu denen neben einem performativen Sprachgestus, dem Auftreten als Häretiker, kollektivistischen Tendenzen, der Suche nach einer distinkten Begrifflichkeit sowie der forcierten Innovation vor allem eine dezidiert diachrone Perspektive bzw. die Evokation einer Schwellensituation gehört (vgl. Buck 2021, 100–126). Dieses Merkmalsbündel ist *erstens* seit der Ausdifferenzierung eines autonomen literarischen Feldes in Deutschland – eine Entwicklung, welche nach Einschätzung der meisten Forschungsbeiträge in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einsetzt (vgl. Wolf 2001; Mix 2005; Tommek 2005;

Kauffmann 2013; siehe auch Bachleitner und Leschanz, *infra*) – erstaunlicherweise nahezu identisch geblieben. *Zweitens* manifestiert es sich auch textformübergreifend, das heißt, es ist nicht nur auf Texte, deren Manifestcharakter offen zutage liegt, sondern zum Teil auch auf scheinbar neutralere Rezensionen, Essays, Reden, literaturgeschichtliche Abhandlungen etc. anwendbar.

Mit dieser Fokussierung auf die Struktur und Wirkung konkreter Sprechhandlungen von ‚Neuankömmlingen‘ im literarischen Feld wird eine notwendige und bis dato in der Forschung vernachlässigte Brücke geschlagen zwischen Bourdieus literatur- und sprachsoziologischen Schriften. Das Korpus seiner sprachbezogenen Publikationen bietet im Wesentlichen drei Abschnitte, die für den hier verfolgten Problemhorizont des ‚Epoche-Machens‘ respektive des ‚Epoche-machen-Wollens‘ herangezogen werden können: Gemeint sind zum einen Bourdieus Hinweise zur Rolle von Autor:innen im sprachlichen Feld und zu den Voraussetzungen der „magische[n] Wirkung“ (Bourdieu 2017b [1982], 155) performativer Aussagen in *Der Fetisch Sprache* (vgl. Bourdieu 2017a [1975], 43–59) und *Zur Ökonomie des sprachlichen Tauschs* (vgl. Bourdieu 2017b [1982], 135–161), wobei hier zwar die „revolutionären Strategien der Avantgarde-Schriftsteller, die versuchen, die Macht zur Veränderung der ‚Marktlage‘ an sich zu reißen, indem sie die bestehenden Normen praktisch verändern und einen neuen Sprachgebrauch durchsetzen“ (Bourdieu 2017a [1975], 45), Erwähnung finden, der Schwerpunkt jedoch ganz allgemein auf der Beteiligung von Autor:innen an der Produktion der legitimen Sprache als eines „Systems sprachlicher Machtverhältnisse“ (Bourdieu 2017b [1982], 135) sowie auf der „symbolische[n] Wirkung des Autoritätsdiskurses“ (Bourdieu 2017b [1982], 160) und seiner institutionellen Absicherung liegt. Zum anderen sind Bourdieus Anmerkungen zu den Mechanismen des „häretischen Diskurses“ im zweiten Teil von *Was heißt Sprechen?* (Bourdieu 1990, 94–113) zu nennen, die sich an dieser Stelle allerdings wiederum nicht auf das literarische Feld, sondern auf das der Macht, und zwar speziell auf die Durchsetzung neuer ‚politischer Wahrnehmungsprogramme‘, beziehen.

Auch wenn die genannten Abschnitte mit Blick auf die Frage nach der Entstehung von Epochenkonstruktionen im Zuge des feldinternen Kampfs um Deutungsmacht für sich genommen also nicht sehr ergiebig sind, da die besonderen Voraussetzungen des literarischen Felds nur bedingt Berücksichtigung finden, ergibt sich gerade in der Verknüpfung der hinsichtlich der Wirkungsweise des häretischen Diskurses getroffenen Aussagen mit den *Regeln der Kunst* doch ein erster, wenngleich noch vage bleibender Erklärungsansatz: Ganz allgemein zielt das Handeln der Akteure im literarischen Feld in gleicher Weise wie politisches Handeln darauf ab, „eine neue Vorstellung (*vision*) und eine neue Gliederung (*division*) der sozialen Welt durchzusetzen, *regere fines*, *regere sacra*, eine neue Grenze festzuschreiben“ (Bourdieu 1990, 98). Denn eine solche Neujustierung von

„Repräsentationen der sozialen Welt“ (Bourdieu 1990, 104) muss als Voraussetzung der Beeinflussung der sozialen Welt selbst gelten:

Die politische Voraus-Schau ist als ‚performative‘ Aussage eine Vorher-Sage ihrer selbst, mit der herbeigeführt werden soll, was sie sagt; indem sie Realität verkündet, vorher-sieht und vor-sieht, vorstellbar und vor allem glaubhaft macht und damit den kollektiven Willen und die kollektive Vorstellung erzeugt, die ihrer Verwirklichung förderlich sind, trägt sie selber praktisch zur Realität dessen bei, was sie verkündet. (Bourdieu 1990, 105)

Mit Blick auf die eingangs formulierten Prämissen müssen zu den wirkmächtigsten solcher ‚Verkündigungen‘ im literarischen Feld – aber nicht nur dort – die von den Häretikern ausgehenden Setzungen von Epochenzäsuren zählen, da diese, ihr Gelingen vorausgesetzt, den Bruch mit konkurrierenden literarischen Traditionsbeständen in besonderer Weise legitimieren. Sie gehören in den Umkreis der von Bourdieu als für den Kampf um die Deutungsmacht besonders wichtig erachteten „Distinktionszeichen“: „Die Wörter, Namen von Schulen oder Gruppen, Eigennamen sind nur deshalb so wichtig, weil sie die Dinge schaffen: Als distinktive Zeichen schaffen sie Existenz in einem Universum, in dem existieren differieren heißt, ‚sich einen Namen machen‘ [...]“ (Bourdieu 2001, 253).

Dabei ergibt sich in diesem Zusammenhang freilich das keineswegs triviale theoretische Problem, die Wirkung von performativen Benennungsakten zu erklären, deren Urheber:innen über ein vergleichsweise geringes symbolisches Kapitel und damit über eine eingeschränkte Sprecherautorität verfügen – ein Problem, das sich im literarischen Feld aufgrund seines niedrigen Institutionalisierungsgrades und des „Vorrang[s], den das Feld der kulturellen Produktion der Jugend einräumt“ (Bourdieu 2001, 248), in besonderer Weise stellt. Bourdieu selbst erklärt dieses Phänomen in *Was heißt Sprechen?* recht allgemein mit Effekten, die in einem „dialektischen Prozeß“ über die Anerkennung der Bezugsgruppe entstehen:

Die Wirkung des häretischen Diskurses beruht nicht auf der Magie einer Macht, die der Sprache selbst (etwa Austins *illocutionary force*) oder der ‚Person‘ des Sprechers immanent wäre (etwa Webers Charisma) [...], sondern auf der Dialektik von autorisierter und autorisierender Sprache und den Dispositionen der sozialen Gruppe, die dieser Sprache, und über die Sprache sich selbst, eine Autorität verschafft. (Bourdieu 1990, 106)

Neben diesem Sprechen für eine soziale Gruppe, das im literarischen Feld häufig auch in allgemeinerer Form als ein (vermeintliches) Sprechen für eine neue Generation von Schriftsteller:innen auftritt, und weiteren Faktoren wie etwa dem bloßen Vorhandensein von Publikationsmöglichkeiten (vgl. Buck 2021, 151–160) dürfte eine wesentliche Gelingensbedingung für Akte der Epochenbildung aber auch in der ‚korrekten‘ bzw. der Feldposition angemessenen Anwendung be-

stimmter zum ‚Spiel‘ gehöriger Argumentationsstrategien selbst bestehen. Diesbezüglich bietet Bourdieu zwar mit den Begriffen der „*Aussagearbeit*“, das heißt der „Objektivierung“ des bis dato Prä-Reflexiven in Wörtern, und der „Arbeit der Dramatisierung“ in Form von „Prophezeiung“ und „Grenzüberschreitung“ (Bourdieu 1990, 106) erste Ansätze einer Merkmalsbestimmung des häretischen Diskurses. Letztlich bleibt aber sowohl in seinen sprach- als auch in seinen literatursoziologischen Schriften weitgehend offen, wie sich diese Tendenzen auf rhetorischer und inhaltlicher Ebene konkret äußern.

Vor dem Hintergrund dieses Desiderats wird im vorliegenden Beitrag zunächst mithilfe prägnanter Beispiele aus der Nachkriegsliteratur eine kurze Darstellung der oben genannten Merkmale von performativen Akten der Epochenbildung erfolgen, bevor anschließend anhand mehrerer programmatischer bzw. theoretischer Texte aus der Postmoderne-Debatte der 1980er Jahre aufgezeigt werden soll, wie es auch hier zu einer Anwendung entsprechender rhetorischer Strategien kommt – in einer Zeit, in der Konzepte der „*Posthistoire*“ (Gumbrecht 1985) Konjunktur haben und die auch deswegen gemeinhin als ‚manifestarm‘ gilt. Gerade diese Kontinuität lässt vermuten, dass es sich bei häretischen Akten der Epochenbildung um ritualisierte Handlungsformen handelt, die in der Geschichte des literarischen Feldes erprobt sind und in dem unbewussten Glauben an dessen Spielregeln als notwendige Triebfedern seiner permanenten Erneuerung erachtet werden (vgl. Buck 2020, 139–140; 2021, 155, 332–333).

2 Merkmale von Akten der Epochenbildung (am Beispiel der Nachkriegsliteratur)

Nach 1945 erreichte die agonale Dynamik des literarischen Feldes im Angesicht der durch das ‚Dritte Reich‘ hervorgerufenen zivilisatorischen Verwerfungen – und teilweise unter Rückbezug auf die ‚Ismen‘ der ersten Jahrzehnte des zwanzigsten Jahrhunderts – einen vorläufig letzten Höhepunkt. Damit zusammenhängend sind diverse Versuche der Begründung eines literarischen Neubeginns zu verzeichnen. Unabhängig davon, wie man den Innovationsgehalt der literarischen Produktion der Nachkriegsliteratur im Rückblick einschätzt, ob man z. B. die Position vertritt, „[d]ass nach 1945 die Literatur im Allgemeinen und die Lyrik im Speziellen keinesfalls radikal mit Traditionen bricht“ (Immer und Boyken 2020, 7), bzw. ein „Gegeneinander aus Restauration und Modernisierungsanspruch“ (Lampart 2013, 3) annimmt oder ob man generelle „Skepsis gegenüber der Restaurationsthese“ (Kiesel 1997, 38) äußert, sind mit der notwendig gewordenen Neukonstituierung des Feldes auch diverse Versuche der Begründung eines lite-

rarischen Neubeginns zu verzeichnen. Neben der Etablierung der Gruppe 47, die trotz gegenteiliger Behauptungen zumindest in ihrer Anfangsphase (vor allem im Rahmen der Zeitschriftenunternehmungen *Der Ruf* und *Skorpion*) durchaus über programmatische Schriften verfügte (vgl. Arnold 2004, 52–95; Esselborn 1986; Wehdeking 1990), sowie mehrerer neoavantgardistischer Projekte ist an dieser Stelle auch der von Werner Riegel und Peter Rühmkorf im Rahmen ihrer Zeitschrift *Zwischen den Kriegen – Blätter gegen die Zeit* lancierte Finismus zu nennen. In einer ganzen Reihe programmatischer Artikel, die über viele Merkmale von häretischen Akten der Epochenbildung verfügen, haben die beiden jungen Autoren in den Jahren 1952 bis 1956 versucht, unter Zuhilfenahme schlagwortartiger Bezeichnungen eine neue Epochenkonstruktion zu etablieren. Auch wenn diese Exnunc-Epochenbildung in der literarischen Öffentlichkeit wenig zur Kenntnis genommen wurde (vgl. Kölbel 2019, 565) und deshalb im Nachhinein als gescheitert gelten muss, bieten die nicht zuletzt zu diesem Zweck veröffentlichten Texte eine geeignete Möglichkeit zur Exemplifizierung der Merkmale von Akten der Epochenbildung.

Neben durchgängig nachweisbaren rhetorischen Auffälligkeiten – der möglichen Kennzeichnung als performative Sprechhandlungen, etwa in Form von Verdiktiven und Deklarativen (vgl. Wagner 1997, 51–53) mit einem entsprechenden Modal- und Halbmodalverbgebrauch, dem (zumindest behaupteten) Sprechen für eine Gruppe bzw. eine Generation in der dritten Person Plural sowie einer prägnanten Begrifflichkeit für den neuen poetologischen Ansatz – ist zunächst ein Merkmal besonders hervorzuheben: Ihnen ist nämlich eine dezidiert diachrone Perspektive inhärent, die darauf verweist, dass die Äußerungen der an diesem Prozess beteiligten Akteure nicht auf eine synchrone Erweiterung des literarischen Spektrums, sondern auf einen Bruch mit den dominierenden bzw. konkurrierenden Traditionsbeständen – mit Ausnahme des Expressionismus – abzielen (vgl. Stockinger 2010, 151–155; Kölbel 2019, 572–573; Buck 2021, 149–151; Irsigler 2021, 42–45). Gleichzeitig wird mit dem neuen Paradigma auf eine nahe Zukunft verwiesen, in der dieses verwirklicht sein wird. Die Rhetorik des häretischen Bruchs ist beispielsweise unverkennbar in Werner Riegels Essay zur *Heißen Lyrik*:

Alle diese Leute, sogenannte Dichter, größtenteils beschäftigt mit Vortragsreisen, Entgegennahme von Staats-, Akademie- und anderen Preisen, mit Gutachten über Dichter, die nach ihnen kamen, [...] unterlassen es regelmäßig, eine Theorie ihrer Kunst auszuarbeiten [...]

Alle Gedichtbände, ob Krolows, ob Eichs, ob Schneider-Lengyels, ob Bächlers, sind Beispiele dafür, wie man es 1950 und später nicht machen soll. Man zelebriert die schlechte Nachahmung einer verflorenen Lyrik [...]. Die Damen und Herren rechtfertigen sich nicht, da sie

es doch nötig hätten, sich zu rechtfertigen: Kinder ihrer Zeit. Das genügt ihnen: sie sind da. Die Finisten, wir, sind auch da. (Riegel 2019c, 237–238)

Mit dem aggressiven In-die-Vergangenheit-Verweisen konkurrierender Literaturkonzeptionen – nicht zuletzt auch der Gruppe 47 – verbunden sind das dezidierte Auftreten als Gruppe von Häretikern und die Suche nach einer Originalität ausstrahlenden Begriff, wobei sich mit Blick auf die Zukunftsperspektive eine Besonderheit dadurch ergibt, dass die Programmatik von einer Art Endzeitbewusstsein geprägt ist. Eine diesbezüglich signifikante Stelle in einem Artikel Peter Rühmkorfs lautet:

Finismus nennt sich eine Bewegung, die der ganzen Anlage ihrer Träger nach gleichzeitig progressiv und resignativ ist, das heißt: ein drängendes Element enthält wie ein rückschauendes, eine andere Belichtung zeigt: ein aufbauendes und ein abbauendes, ein thetisches und ein zersetzendes. Schon der Name enthält das Zwiegerichtete: das Ismenhaft-Vorstoßende einerseits, dann das Endbetonte, Abschließende, nicht mehr Erschließende. Es sind junge Künstler da, mit aller umwälzerischen Veranlagung, aber ihr Auftrag ist der Niedergang, und das ist als zweite Grundstimmung in ihnen. (Rühmkorf 2019a, 328)

Trotz dieses Beschwörens einer ‚finistischen‘ Endzeitstimmung bleibt bezeichnenderweise die sich aus der diachronen Perspektive ergebende und für Akte der Epochenbildung in gleicher Weise typische Denkfigur der Schwelle davon einigemaßen unberührt. Auch Riegel und Rühmkorf beschreiben die proklamierten Neuerungen nämlich als noch nicht vollzogen, setzen vielmehr auf eine Vollenendung der poetischen Ziele in einer nahen Zukunft. Man könnte auch sagen: Sie *inszenieren* Liminalität. Wie dies argumentativ konkret ausgestaltet wird, zeigt ein Blick in Rühmkorfs Fortsetzungs-Artikel zum *Finismus*: „Wie sehen nun aber diese modernen [d.i. finistischen] Gedichte aus, wie der besondere Lyrotyp, der dahinter steht? Ganz abgesehen davon, daß *die letzten Ausformungen noch nicht abzusehen* sind, lassen sich doch feste und unveränderliche Merkmale mit ziemlicher Sicherheit angeben“ (Rühmkorf 2019b, 348, meine Hervorhebung, N.B.). Bereits zuvor heißt es – unter positiver Bezugnahme auf den Expressionismus und unter konkreter Verwendung des Bilds der Türschwelle:

Der totale Sprachsturz, den unsere Vorgängergeneration [eigentlich Vorvorgänger, N.B.] inszenierte, die Zersetzung der alten Basis und die Errichtung neuer Markierung, Ziehung neuer Koordinaten – *unsere Aufgabe muß zuerst einmal darin liegen, durch die Türen zu gehen, die damals aufgestoßen wurden*, zu sagen: hier ist der neue Kontinent, noch unausgemessen, noch unerschlossen, hier beginnt die Moderne in ihrer spezifischen Strahlung und Problematik, hier ist der Auftakt der letzten Phase, die als solche allerdings erst heute voll verständlich ist. (Rühmkorf 2019b, 347, meine Hervorhebung, N.B.)

An dieser Stelle sei ein kurzer Seitenblick auf die ersten Programmschriften der Konkreten Poesie gewagt, in denen trotz vollkommen unterschiedlicher poetologischer Prämissen ganz ähnliche Argumentationsmuster zu identifizieren sind. In Eugen Gomringers manifestartigem Text *vom vers zur konstellation* aus dem Jahr 1954 finden sich folgende Stellen, die den komplementären Blick in die Vergangenheit und Zukunft verdeutlichen: „das gedicht in versform ist entweder eine historische grösse oder, wenn heutig, eine kunsthandwerkliche reminiscenz. ein lebendiges ordnungsprinzip der sprache ist der vers nicht mehr“ (Gomringer 2001b [1954], 156). Und etwas später: „die dichtung unserer zeit und die dichtung der zukunft, einer wahrscheinlich noch bewußter organisierten zeit, kann aber nicht darauf beruhen – wenn sie der gesellschaft dienen will –, daß sie individualistische gefühle und gedanken in einer sprache ausdrückt, die vor allem eifrige interpreten interessiert“ (Gomringer 2001b [1954], 156). Hieraus ergibt sich auch bei Gomringer eine (literar-)historische Schwellensituation:

ich bin deshalb davon überzeugt, daß die konkrete dichtung die idee einer universalen gemeinschaftsdichtung zu *verwirklichen beginnt*. da ist es denn vielleicht an der zeit, begriffe, wissen, glauben und unglauben über und an das dichterische gründlich zu revidieren, wenn das dichterische noch im ernst und mit aller bejahung in der modernen gesellschaft existieren will. (Gomringer 2001a [1956], 162, meine Hervorhebung, N.B.)

Wie fest diese Gedankenfigur im häretischen Diskurs des literarischen Feldes verankert ist, offenbart der Umstand, dass sie sogar in einem im Untertitel explizit als „Analyse“ – wenngleich als publizistische, nicht wissenschaftliche – gekennzeichneten Essay von Alfred Andersch aus dem Gründungsjahr der Gruppe 47 Anwendung findet. Obwohl Anderschs *Deutsche Literatur in der Entscheidung* in großen Teilen einen vom Geist des Existentialismus geprägten Versuch zur Ehrenrettung der Autor:innen der Inneren Emigration darstellt (vgl. Williams 1991, 29–32; Böttiger 2012, 62–64), was einer Kennzeichnung des Textes als häretischen Akt zunächst zuwiderzulaufen scheint, verändert sich der Ton merklich, als es gegen Ende seiner Ausführungen um die Erfordernisse einer zeitgemäßen literarischen Produktion geht. Nun konstatiert Andersch, dass „die junge Generation vor einer Tabula Rasa [stehe], vor der Notwendigkeit, in einem originalen Schöpfungsakt eine Erneuerung des deutschen geistigen Lebens zu vollbringen“ (Andersch 2004 [1947], 210). So wird letztlich auch bei ihm die Gegenwart zu einem „Stadium der Liminalität“ stilisiert, in dem – wie Bachmann-Medick (2006, 118) im Anschluss an Victor Turner formuliert – besondere „Triebkräfte für kulturelle Erfindung und Veränderung“ wirken:

Solche Entwürfe zu einer Literatur der Freiheit klingen unseren Ohren wie ferne Zukunftsmusik. Aber täuschen wir uns nicht – sie wollen verwirklicht sein, in einer Welt, die sich wie

auf des Messers Schneide bewegt, *in dem schmalen Raum zwischen einer apokalyptischen Vergangenheit und dem Alptraum eines nahen Untergangs*. Nur dieser schmale Raum, nur eine kurze Spanne Zeit ist uns zugemessen, in der wir handelnd über die Art unserer Zukunft entscheiden können. (Andersch 2004 [1947], 217, meine Hervorhebung, N.B.)

Zurück zum Finismus: Die zuletzt aufgeführten Zitate von Rühmkorf, Gomringer und Andersch leiten bereits über zu einem weiteren Merkmal von Akten der Epochenbildung, und zwar dem der forcierten Innovation. Um nämlich die zeitlich marginalisierte Gegenwart als einen kraftvollen Wendepunkt in der literarischen Entwicklung darzustellen, muss auf den Innovationsgehalt der eigenen poetischen Grundsätze in besonderer Weise hingewiesen werden, weshalb Akte der Epochenbildung in der Regel mit simplifizierenden Abwertungen konkurrierender Strömungen hantieren, die Unterschiede zu diesen hervorheben und vorhandene Gemeinsamkeiten kaschieren.

Verstärkend wirken dabei einige wiederkehrende Argumentationsstrategien: So wird häufig darauf hingewiesen, dass die Proklamation einer neuen literarhistorischen Zäsur der Notwendigkeit des allgemeinen geschichtlichen Verlaufs folgt, den man nicht aufhalten, sondern höchstens beschleunigen kann. In Riegels *Vorwort zum Finismus* manifestiert sich dieser Gedanke etwa in der folgenden Formulierung:

Finismus, es liegt im Wort, schreibt das Ende, die Untergangsphase auf seine Fahne, ein Analogon zur Décadence, zum *Fin de siècle* in der Literatur der Jahrhundertwende, jedoch [...] mit anderem Ziel, Inhalt und Beweggrund. *Fin de siècle* bezeichnete die Dekadenz seiner Träger, Deuter und Gestalter, Finismus stellt die Diagnose einer Tendenz der Zeit. Jenes verharnte im Subjektiven [...], dieser bemüht sich um die Objektivation des intakten Individualismus am Ausgang einer von allen Geistern verlassenen Epoche. [...] Jenes war Klage, Frage an das Schicksal, dieser neutralisiert die Funktion des Schicksals, indem er sie vorbeugend einkalkuliert, indem er nach seiner Decke das Schicksal streckt. (Riegel 2019b, 168)

Komplementär zu diesem mit der ‚Geschichte-im-Bunde-Sein‘ wird die eigene literarische Strömung häufig auch zu einem überzeitlichen poetischen Prinzip universalisiert. In einem anderen Artikel Riegels mit dem bezeichnenden Titel *Das Recht auf Häresie* äußert sich dieser Aspekt folgendermaßen:

Die Wut seiner [des Geistlosen, N.B.] frischgebackenen Weisheit wendet sich [...] gegen die wenigen, die wirklich Geist haben, [...] gegen diese paar Häresiarchen, *die zu allen Zeiten* den zwei Milliarden normalen Gehirninhabern Widerstand leisten müssen, um die Uridee des Menschen nicht ganz verkommen zu lassen. Diese paar [...] Ausgesetzte[n] auf einem Stern der Zeloten wider die Sterne. [...]

Wir paar dann, die diese Zeitschrift machen, gehören auch dazu. (Riegel 2019a, 134, meine Hervorhebung, N.B.)

Ganz ähnliche Gedankenfiguren verwendet Eugen Gomringer (2001a [1956], 162) zur Stützung des innovatorischen Anspruchs der Konkreten Poesie: Wenn die Konkrete Dichtung von vielen zeitgenössischen Rezipienten noch als fremd, asketisch mager oder simplifikatorisch wahrgenommen werde, so Gomringer in einem aus dem Jahr 1956 stammenden, aber erst Jahre später veröffentlichten Manifest, sei dies auf einen Mangel an Einsicht in eine entwicklungsgeschichtliche Tendenz der Gesellschaft, ihres Denkens und Tuns, zurückzuführen, die in ihrem Kern eine neue Ganzheitsauffassung enthalte. Wie Gomringer an anderer Stelle feststellt, bestehe das Ziel der neuen literarischen Strömung darin, der Dichtung wieder eine „organische funktion in der gesellschaft“ (Gomringer 2001b [1954], 158) zuzuweisen – wobei er in den spezifischen Verfahren der Konkreten Poesie gewissermaßen eine Rückkehr zu den Wurzeln der Poesie zu erkennen glaubt: „bedeutet diese verknappung und vereinfachung der sprache und der schrift das ende der dichtung? gewiß nicht. knappheit im positiven sinne – konzentration und einfachheit – sind das wesen der dichtung“ (Gomringer 2001b [1954], 156).

Die soeben dargestellte Tendenz zur Universalisierung des eigenen poetischen Ansatzes und zu dessen Harmonisierung mit dem allgemeinen Geschichtsverlauf ist in der Regel mit dem Bemühen um eine Selbstkanonisierung verbunden, welche sich am wirksamsten über die Etablierung einer eigenen literarischen Reihe befördern lässt, als dessen notwendiger vorläufiger Endpunkt das eigene Schaffen stilisiert wird. Dabei lehnt man sich freilich nicht an direkte Vorgängerströmungen an, sondern „überspringt“ – wie Wilfried Barner (1987a, 21) bereits in den 1980er Jahren feststellte – „unangenehme Traditionen“ bzw. bezieht sich auf Akteure anderer Felder (vgl. Bourdieu 2001, 214–223). In seinem Artikel *Die heiße Lyrik* nimmt Riegel beispielsweise Bezug auf Entwicklungen im Bereich der Musik, indem er „die Kennzeichen finistischer Lyrik [als] denen der Jazzmusik analog und äquivalent“ (Riegel 2019c, 236) bezeichnet. Zudem gebe es ihm zufolge in der deutschen Lyrik des vergangenen Halbjahrhunderts vier Große, die dem Finismus im Formalen die Fundamente gestellt hätten, wobei mit diesen „vier Großen“ Stefan George, Georg Trakl, Gottfried Benn und Bertolt Brecht gemeint sind (vgl. Riegel 2019c, 236). Bei Riegel und Rühmkorf ist es also – wie bereits zuvor angedeutet – vor allem der Expressionismus, auf den man sich zurückbesinnt. Dabei weisen beide freilich wiederholt darauf hin, dass es sich bei dieser ‚Rückbesinnung‘ keinesfalls um orthodoxes Epigonentum handelt (vgl. Irsigler 2021, 46–47):

diese [d.i. finistische] Lyrik entzieht sich infolge der konsequenten und radikalen Anwendung bestimmter technischer Mittel der Nachahmung, entweder hat man den eigenen Ton oder man lässt das Original sprechen, indem man buchstäblich abschreibt. [...]

Die Originären haben die Energie und die Begabung für Ordnung, die Epigonen eine Art von Ortho-Aktivität, den Drang zum richtigen Einhalten der vorgezeichneten Linie: man ahnt, wohin sie es treiben. (Riegel 2019c, 236–237)

Eine analoge Form der literarischen Reihenbildung ist auch bei Vertreter:innen der Konkreten Poesie zu beobachten: „die neue dichtung ist entwicklungsge-schichtlich begründet. ihre anfänge sind in den versuchen eines arno holz (phantasus-gedichte) wie in denen des späten mallarmé und in den ‚calligrammes‘ von apollinaire zu sehen“ (Gomringer 2001b [1954], 157). Neben diesen Rückbezügen auf Vorreiter der historischen Avantgarde wird häufig auf parallele Entwicklungen in der bildenden Kunst, etwa die Zürcher Schule der Konkreten (Heißenbüttel 1962, 20), und in (nicht konkurrierenden) Literaturen anderer National-sprachen verwiesen: „in amerika hat die mit dem wort und dem wortbild schaffende dichtung in e. e. cummings und william carlos williams zwei vertreter gefunden, die, in grundsätzlicher verschiedenheit, die neue dichtung in die ge-genwart übergeführt haben“ (Gomringer 2001b [1954], 157).

Zum Abschluss dieses kurzen einführenden Blicks auf Akte der Epochenbil-dung im literarischen Feld muss noch einmal darauf hingewiesen werden, dass der zivilisatorische und künstlerische Bruch durch den Nationalsozialismus die Existenz einer historischen Schwellensituation, einer ‚Stunde Null‘ nach 1945 zwar besonders evident erscheinen lässt, das ermittelte inhaltliche und rhetori-sche Profil der damit im Zusammenhang stehenden Sprechhandlungen jedoch keineswegs für die häretischen Neuansätze in der Nachkriegsliteratur reserviert ist, sondern in ganz ähnlicher Weise bereits bei früheren Epochenbildungspro-zessen wie der Romantik, des Poetischen Realismus und dem Expressionismus identifiziert werden kann (vgl. Buck 2021, 79–100, 126–151, 189–220). Dass sich derart angestoßene Epochenbildungsprozesse in umgekehrter zeitlicher Richtung bis in unsere unmittelbare Gegenwart hinein registrieren lassen, es sich bei Akten der Epochenbildung also gewissermaßen um eine feldspezifische Konstante handelt, offenbart im Folgenden wiederum ein kleiner zeitlicher Sprung in die ‚Nachfolgepoche‘ der ‚Nachkriegsliteratur‘ und damit in die 1980er Jahre.

3 Der Prozess der postmodernen Epochenbildung

Prinzipiell unterscheidet sich die Postmoderne – ganz ähnlich im Übrigen wie die an der Wende zum zwanzigsten Jahrhundert gebräuchlichen Begriffe *Fin de Siècle* und *Décadence* – von anderen Epochenkonstruktionen zunächst einmal dadurch, dass ihr nur unter großen Schwierigkeiten eine häretische Trägergruppe zuge-

ordnet werden kann.¹ Der Begriff dient im zeitgenössischen Diskurs – lässt man das kurze Vorspiel der Fiedler-Debatte Ende der 1960er Jahre (vgl. Buck 2021, 240–247) einmal außen vor – folglich auch nur selten als Selbstbeschreibung, die emphatisch auf einen ‚epochalen‘ Neuanfang in der literarischen Produktion verweist, sondern wird überwiegend als kritisch-distanzierte Fremdbeschreibung verwendet, die sich auf die Charakterisierung eines allgemeinen Zeitgeists, einer bestimmten Bewusstseinsdisposition oder Mentalität bezieht (vgl. Buck 2021, 221–239). Akte der Epochenbildung sind entsprechend selten – umso mehr, da sie, wie einleitend bereits bemerkt, in ihren Argumentationsmustern doch zumindest vordergründig der postmodernen Absage an den Fortschrittsgedanken widersprechen. Vielmehr ist schon frühzeitig eine wachsende Zahl von Akteuren am Prozess der Epochenbildung beteiligt, deren Intention im Einzelnen nicht darin besteht, eine neue Epochenzäsur zu etablieren, deren kumulierte unreflektierte Begriffsverwendung aber genau dies bewirkt.

Angesichts dieses frühzeitig diffundierten Begriffsgebrauchs, der sich nicht zuletzt auch in einer frühen Übertragung der Konzepte auf nahezu alle Bereiche des kulturellen Lebens widerspiegelt, muss es jedoch als bezeichnend gelten, dass es gerade Debattenbeiträge wie Umberto Ecos *Nachschrift zum „Namen der Rose*, Wolfgang Welschs *Unsere postmoderne Moderne* und (zumindest kurzfristig) auch Hanns-Josef Ortheils Postmoderne-Artikel sind – allesamt Texte, die über Merkmale von Akten der Epochenbildung verfügen –, die in der „sich erregt dahinschleppenden Debatte“ (Baumgart 1987) um die Postmoderne in den 1980er Jahren im überproportionalen Maße Reaktionen anderer Akteure im Feld provoziert haben und zur Kennzeichnung postmoderner ‚Programmatik‘ von der Forschung auch heute noch bevorzugt herangezogen werden.

Zunächst sei auf Ecos berühmten Beitrag zur Postmoderne-Theorie eingegangen: Erstaunlicherweise wurde sein Roman *Der Name der Rose*, der heute vielen als *der* Klassiker postmodernen Erzählens gilt, in Deutschland zunächst kaum als solcher wahrgenommen; in nur wenigen Rezensionen zur deutschen Erstveröffentlichung 1982 findet der Begriff der Postmoderne überhaupt Erwähnung (vgl. Buck 2021, 257–259). Dies ändert sich erst, dann aber nachhaltig mit der vom Autor verfassten *Nachschrift zum „Namen der Rose“* (dt. 1984). In dieser stellt er selbst eine programmatische Verknüpfung zwischen seinem Roman und der Postmoderne-Debatte her, die im Anschluss in den deutschen Feuilletons und bald auch in der Wissenschaft auf fruchtbaren Boden fällt. Der entsprechende

¹ Dieses Kapitel beruht in wesentlichen Teilen auf Buck 2021, Kap. 4 [„Das Gespenst der Postmoderne“. Zur besonderen Konstitution von Zeitgeist-Begriffen am Beispiel der ‚Postmoderne‘“].

Abschnitt „Postmodernismus, Ironie und Vergnügen“, aus dem einige mittlerweile kanonisch gewordene Zitate stammen, setzt folgendermaßen ein:

In der Zeit von 1965 bis heute ließen sich zwei Gedanken endgültig klären. Erstens, daß man die Handlung auch in Gestalt von Zitaten anderer Handlungen wiederentdecken konnte, und zweitens, daß ein Zitat dann womöglich weniger brav und versöhnlicher sein würde als die zitierte Handlung selbst [...]. Gab es damit die Möglichkeit zu einem neuen, nicht versöhnlichen, hinreichend problemhaltigen und dabei amüsanten Roman?

Diese Kombination, verbunden mit der Wiederentdeckung nicht nur der Handlung, sondern auch des Vergnügens, mußte erst noch von den amerikanischen Theoretikern des Postmodernismus besorgt werden. (Eco 1984, 76)

Dieser Einstieg in den poetologischen Problemhorizont deutet zunächst die für Akte der Epochenbildung charakteristische diachrone Perspektive an: Sie richtet sich einerseits auf die ‚Postmoderne‘ als Begriff für die gegenwärtige literarische Produktion, andererseits wird mit der Moderne ein lange dominierendes Konzept in die Vergangenheit verwiesen: „Es kommt [...] der Moment, da die Avantgarde (also die Moderne) nicht mehr weitergehen kann, weil sie inzwischen eine Metasprache hervorgebracht hat, die von ihren unmöglichen Texten spricht“ (Eco 1984, 78). Dabei bezieht sich Eco insbesondere auf zwei Gewährsmänner: John Barth und Leslie A. Fiedler. Von diesen übernimmt er auch die zentrale Forderung der Überwindung des Gegensatzes von Hoch- und Populärkultur, das heißt das Ziel der Verknüpfung von Problembewusstsein und Vergnügen (vgl. Eco 1984, 80 – 82).

Bemerkenswert im Kontext des Modells der Ex-nunc-Epochenbildung sind darüber hinaus zwei weitere Aspekte der *Nachschrift*: Zum einen findet sich nämlich auch bei Eco der Versuch einer Universalisierung der jeweiligen historisch eingrenzbareren literarischen Strömung, in diesem Fall der Postmoderne, zu einer epochenübergreifenden poetischen Kategorie:

Ich glaube indessen, daß „postmodern“ keine zeitlich begrenzte Strömung ist, sondern eine Geisteshaltung oder, genauer gesagt, eine Vorgehensweise, ein *Kunstwollen*. Man könnte geradezu sagen, daß jede Epoche ihre eigene Postmoderne hat, so wie man gesagt hat, jede Epoche habe ihren eigenen Manierismus [...]. (Eco 1984, 77)

Zum anderen klagt Eco (1984, 77) darüber, dass ‚postmodern‘ zu einem Passepartoutbegriff geworden sei, mit dem man fast alles machen könne. Er habe den Eindruck, dass ihn inzwischen jeder auf das anwende, was ihm gerade einfalle. Diese Aussage lässt sich nun trotz der nur bedingt vorhandenen primären Trägergruppe des Begriffs durchaus als Versuch des Schutzes eines gewissen ursprünglichen ‚Markenkerns‘ deuten.

Gegen eine Klassifizierung der *Nachschrift* als Akt der Epochenbildung spricht freilich auf den ersten Blick, dass Eco betont, die „postmoderne Antwort auf die Moderne“ (Eco 1984, 77) liege eben nicht in der Zerstörung, sondern im ironischen Umgang mit ihr. Es fehlt bei Eco also weithin das Auftreten als Häretiker sowie die typische Gedankenfigur der epochalen Schwelle. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich hierin aber die u. a. von Hubert Zapf (2005, 207) diagnostizierte „eigentümliche Doppelstruktur“ der Debatten um das Selbstverständnis der Postmoderne, die einerseits mit dem Gestus epochaler Innovation aufträte, andererseits aber gerade die Unmöglichkeit originärer Innovation, die unvermeidliche Abhängigkeit alles Neuen vom bereits Dagewesenen postuliere. Das behauptete Austreten aus dem ‚Modernitätsdruck‘ der Moderne wird also dadurch konterkariert, dass man ebendieses als epochale Neuheit präsentieren muss.

Es gibt fast keine deutschsprachigen Autor:innen, die sich in den 1980er Jahren offen zur Postmoderne bekannt haben. Eine Ausnahme stellt – mit Einschränkungen – Hanns-Josef Ortheil dar. Sein am 17. April 1987 in der *Zeit* veröffentlichter Artikel (Ortheil 1987) offenbart seinen Manifestcharakter schon im Titel: *Das Lesen – ein Spiel. Postmoderne Literatur? Die Literatur der Zukunft!*. Ortheil (1990, 116) beklagt einige Jahre später zwar, dass dieser Titel nicht mit ihm abgesprochen gewesen und auch missverständlich sei. In der Analyse zeigt sich jedoch, dass der hiermit angeschlagene Ton durchaus seine Berechtigung hat.

Ortheil beginnt seinen Text, indem er zunächst den Schreibanlass für seinen Artikel erläutert, der in der Diskrepanz zwischen der inflationären Rede über ‚die‘ Postmoderne und einer nur geringen theoretischen Festlegung, was mit der Begriffsverwendung jeweils gemeint sei, bestehen würde. Sogleich geht er über zu einer eigenen Definition:

Also: Die postmoderne Literatur ist die Literatur des kybernetischen Zeitalters. Sie verabschiedet nicht die ästhetischen Projekte der Moderne, sondern verfügt über diese als Modelle, die in Spiele höherer Ordnungen überführt werden können. Dabei treten an die Stelle vom Autor oder Erzähler ausgewiesener Weltbilder Strukturen, die dem Leser die entscheidende Arbeit zumuten. Der Leser wird zum intellektuellen Komplizen des Autors, das zentrale Medium der Komplizenschaft ist der Roman, als Vergewisserung über die noch möglichen Spielarten, der Welt zu begegnen. (Ortheil 1987)

Für Ortheil besteht das Markenzeichen postmoderner Literatur also vor allem in dem Spiel mit Traditionsbeständen (aus der klassischen Moderne), das jedoch die gegebenen Modelle gerade nicht verflachen, sondern zu einer gesteigerten Komplexität führen soll. Damit verbindet sich – in Analogie zu Lyotards (1993 [1979], 13–15) Absage an die ‚großen Erzählungen‘ – die Forderung, Literatur nicht mehr als Möglichkeit der Vermittlung vorgefertigter „Weltbilder“ zu begreifen, sondern mit einer ‚offenen‘ Textstruktur die Leserin bzw. den Leser zu

einer eigenen Sinnproduktion zu ermutigen (vgl. Ortheil 1987). Auch wenn Ortheil (wie Eco) darauf hinweist, dass die postmoderne Literatur keinen Bruch mit der Tradition der Moderne darstellt, lässt sich bereits der oben zitierten Textstelle eine gewisse Forciertheit, ein apodiktischer Ton nicht absprechen. Diese Forciertheit äußert sich auch darin, dass die postmoderne Literatur als die dem vorherrschenden „kybernetischen“ Zeitalter einzig gemäße Literatur vorgestellt wird.

Im weiteren Verlauf folgt der Text zwar über weite Strecken einem Duktus neutraler Beschreibung. Gerade der Schlussteil zeigt dann jedoch wieder auf signifikante Weise alle Merkmale eines Aktes der Epochenbildung:

Mit erheblicher Verzögerung sind also postmoderne Spielarten auch in die deutschsprachige Literatur eingedrungen. Ihr Anteil wird – das kann man ohne Hemmungen sagen – immer größer werden. Die postmoderne Literatur ist dort, wo sie sich auf das Niveau der bereits international gewordenen Mittel einläßt, ohne Zweifel die Literatur der Zukunft. Sie wird jene entscheidenden Maßstäbe setzen, denen man später einmal die Kriterien des neuen Stils (des Stils unseres Zeitalters) wird ablesen können. Das zeichnet sich schon ab. Doch in unserem literarischen Leben wird noch immer vom Ein- und Hausgemachten geredet. Ich denke, lange kann dieser Appetit nicht mehr anhalten. Es gibt Besseres. (Ortheil 1987)

Auffällig ist insbesondere die doppelte zeitliche Perspektive: die Abgrenzung gegenüber dem orthodoxen „Ein- und Hausgemachten“ sowie der Verweis auf die nahe Zukunft. Damit einher geht die ebenfalls typische Evokation einer Schwelensituation – der Durchbruch der Postmoderne zeichne sich schon (bzw. erst) ab – und das Merkmal forciertter Innovation – der neue Stil werde „ohne Zweifel“ in der Zukunft „Maßstäbe setzen“. Nicht zuletzt bewegt sich Ortheils programmatischer Text auch rhetorisch eindeutig in Richtung eines performativen Sprechaktes (als Verdiktiv, Kommissiv und/oder als Deklaration einer Zeitenwende).

Mit Blick auf die Argumentationsmuster forciertter Innovation überrascht es des Weiteren nicht, dass ein wichtiger Bestandteil von Ortheils Artikel die Entwicklung bzw. Bestätigung einer eigenen literarischen Bezugsreihe darstellt: ‚Ahnherren‘ postmoderner Literatur sind Ortheil zufolge vor allem in den USA und im lateinamerikanischen Raum zu suchen. Zudem bezieht er sich in theoretischer Hinsicht u. a. auf Umberto Ecos schon besprochene *Nachschrift zum „Namen der Rose“*. Als Vorreiter im deutschsprachigen Raum hebt er die Arbeiten von Rolf Dieter Brinkmann und Peter Handke Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre hervor (Ortheil 1987). Diese Reihe versucht Ortheil auch für die jüngere deutsche Literatur fortzusetzen; diese sei zwar erst verspätet ‚postmodern‘ geworden, doch würde auch sie mittlerweile über „drei Meisterwerke postmoderner Haltung“ (Ortheil 1987) verfügen: Wolfgang Hildesheimers *Marbot* sowie die heute weniger bekannten Romane *Bei den Bieresch* von Klaus Hoffer und *Commedia* von Gerold Späth.

Sowohl Ecos *Nachschrift* als auch Ortheils *Zeit*-Artikel haben unmittelbare Gegenreaktionen zur Folge (Zimmer 1984; Baumgart 1987; Kurzke 1987), die den häretischen Akten den (mehr oder weniger offen) postulierten Neuheitswert absprechen, indem sie – so eine typisch orthodoxe Strategie – die hierin vertretenen Standpunkte polemisch oder in einer Art „Überparteilichkeitsrhetorik“ (Bourdieu 1990, 108) zu Allgemeinplätzen herabstufen, die seit jeher bekannt, zumindest wenig distinktiv seien. Diese Invektiven führen freilich keineswegs zum Abbruch der Diskussion, sondern befeuern diese eher noch – und bestätigen damit indirekt den häretischen Bruch (vgl. Bourdieu 2001, 357).

Bemerkenswert ist diesbezüglich wiederum die von Ortheil geäußerte Kritik am Verhalten der Wissenschaft, für die die Postmoderne ein „Angstgespenst[]“ sei und die infolgedessen mit „Verhinderungs-Strategien“ hantiere (Ortheil 1987) – bemerkenswert deswegen, weil es *gerade* die Wissenschaft ist, die erstaunlich früh den Begriff der Postmoderne aufgreift und versucht, diesen neutral-affirmativ auf literarische Gegenwartsphänomene anzuwenden (vgl. Buck 2021, 268 – 271). Dies zeigt auch ein Blick auf einen weiteren Akt postmoderner Epochenbildung: auf Wolfgang Welschs im Jahr 1987 erstveröffentlichtes Werk *Unsere postmoderne Moderne*. Die Klassifizierung von Welschs Studie als Akt der Epochenbildung mag auf den ersten Blick überraschen, da sie nach wie vor als Standardwerk im Bereich der Postmoderne-Forschung gilt. Im wissenschaftlichen Feld sind freilich Wertmaßstäbe wie Objektivität, Differenziertheit oder auch Überprüfbarkeit als dominant anzusehen – Maßstäbe, die der Rhetorik von Akten der Epochenbildung eigentlich zuwiderlaufen. Doch weist das Werk, wie im Folgenden gezeigt werden soll, tatsächlich wesentliche Merkmale ebensolcher Akte auf.

Dies wird schon in seiner Einleitung deutlich, in der Welsch zunächst berechtigte Kritik übt an dem diffusen Postmoderne-Begriff, wie er sich vor allem im zeitgenössischen Feuilletondiskurs ungebremsst verbreitet habe, um sogleich jedoch in einer ganzen Reihe von als konstative Äußerungen getarnten performativen Setzungen eine eigene vermeintlich korrekte Definition nachzuliefern.

Ihm gegenüber gilt es dem präzisen Postmodernismus Raum zu schaffen. Dieser ist der veritable und effiziente Postmodernismus. Er frönt nicht dem Rummel des Potpourri und folgt nicht einer läppisch-beliebigen Verwirrungslizenz, sondern tritt für wirkliche Pluralität ein und wahrt und entwickelt diese, indem er einem Unterscheidungsgebot folgt. Statt die Vielheit durch Mischmasch zu vergleichgültigen, potenziert er sie durch Zuschärfung. Statt den Differenzen in freier Turbulenz ihren Stachel zu nehmen, bringt er ihren Widerstreit zur Geltung. Statt naiver oder zynischer Kompensation betreibt er einschneidende und effektive Kritik. Es ist an der Zeit, diesen anderen Postmodernismus theoretisch wie praktisch zur Geltung zu bringen. (Welsch 2008 [1987], 3)

Zwar betont Welsch in diesem Zusammenhang, dass sich der Ausdruck ‚Postmoderne‘ mit der Andeutung eines Epochenanspruchs übernehme und dass die Postmoderne keine Anti-Moderne sei, sondern vielmehr die bereits in der Moderne angelegte Versprechung radikaler Pluralität einlöse – womit sie sich auch von der modernistischen Ideologie der Potenzierung, der Innovation, der Überholung und Überwindung verabschiede (vgl. Welsch 2008, 1, 6–7). Doch wie Eco und Ortheil bedient sich letztlich auch Welsch einer erkennbaren Rhetorik des Bruchs. Die typische Doppelstruktur postmoderner Programmatik, die in der Ablehnung des modernen Überbietungsgestus bei gleichzeitiger Proklamation des Neuen besteht, manifestiert sich auch im folgenden Zitat, das zugleich noch einmal die starke politisch-normative Ausrichtung von Welschs Ansatz verdeutlicht:

Die Postmoderne ist diejenige geschichtliche Phase, in der radikale Pluralität als Grundverfassung der Gesellschaften real und anerkannt wird und in der daher plurale Sinn- und Aktionsmuster vordringlich, ja dominant und obligat werden. Diese Pluralisierung wäre, als bloßer Auflösungsvorgang gedeutet, gründlich verkannt. Sie stellt eine zuinnerst positive Vision dar. Sie ist von wirklicher Demokratie untrennbar. (Welsch 2008, 5)

Trotz des Bemühens, die Postmoderne lediglich als radikale Fortsetzung der Moderne darzustellen, betont Welsch also forciert das Utopisch-Neuartige der Postmoderne. So schleicht sich letztlich dann doch die typische Gedankenfigur der epochalen Schwelle in die Argumentation ein, die Welsch – als ‚modernistisch‘ gebrandmarkt – eigentlich überwinden wollte:

Der Ausdruck [Postmoderne; N.B.] ist sinnvoll nur als Indiz. Er verweist auf eine Bestimmungskrise, wo eine alte Signatur nicht mehr greift, eine neue aber noch nicht eindeutig in Sicht ist. Man spürt, daß die überkommenen Strategien nicht mehr gemäß sind und daß es von ihnen abzurücken gilt. Dazu will der Terminus anhalten. Er hat Signalfunktion. (Welsch 2008, 319)

Neben der doppelten zeitlichen Struktur, dem gleichzeitigen Blick in Vergangenheit und Zukunft, weist Welschs Arbeit auch zwei weitere signifikante Merkmale von Akten der Epochenbildung auf: Zum einen zeichnet sich auch bei ihm die Tendenz ab, die (eigene) philosophische Strömung zu einer überzeitlichen Struktur zu verabsolutieren. Man dürfe, so Welsch, in der Postmoderne kein kurzlebiges Modephänomen sehen. Der Postmodernismus habe tiefere Wurzeln und eine längere Herkunft – als Ahnherren nennt Welsch Pascal, Kant und Wittgenstein – und sie arbeite an gravierenderen Problemen als an denen des Tages. (Welsch 2008, 3–4) Daran anschließend versucht Welsch zum anderen, das postmoderne Denken mit dem allgemeinen Geschichtsverlauf zu synchroni-

sieren, wodurch es als die einzig adäquate Antwort auf die neuartigen Anforderungen der Welt erscheint:

Zudem muß man sich insgesamt darüber im klaren sein, daß Postmoderne und Postmodernismus keineswegs eine Erfindung von Kunsttheoretikern, Künstlern und Philosophen sind. Vielmehr sind unsere Realität und Lebenswelt „postmodern“ geworden. Im Zeitalter des Flugverkehrs und der Telekommunikation wurde Heterogenes so abstandslos, daß es allenthalben aufeinandertrifft und die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen zur neuen Natur wurde. Real ist eine Gesamtsituation der Simultaneität und Interpenetration differenter Konzepte und Ansprüche entstanden. Auf deren Grundforderungen und Probleme sucht der postmoderne Pluralismus zu antworten. Er erfindet diese Situation nicht, sondern reflektiert sie. Er schaut nicht weg, sondern sucht sich der Zeit und ihren Herausforderungen zu stellen. (Welsch 2008, 4)

Die Textbeispiele dürften hinreichend gezeigt haben, dass Welschs *Unsere postmoderne Moderne* trotz gegenteiliger Bekundungen durchaus als Akt postmoderner Epochenbildung charakterisiert werden kann. Zu einem ganz ähnlichen Schluss gelangt auch Ralf Grüttemeier, der anhand von Donna Haraways *A cyborg manifesto* und eben Wolfgang Welschs *Unsere postmoderne Moderne* (1987) demonstriert, dass die Behauptung, es könne keine postmodernen Manifeste beziehungsweise keine Manifeste in postmodernen Zeiten geben, so nicht haltbar sei: „Was sich auf den ersten Blick als Ergebnis von Deskription und wissenschaftlicher Analyse bei Welsch darstellt – Hybridbildungen als Strukturmerkmal der Postmoderne – erweist sich bei genauerem Hinsehen als poetologische Norm, die auch Welsch selber vertritt“ (Grüttemeier 1998, 377). Im Vorwort zur 3. Auflage seines Werks aus dem Jahr 1990 reflektiert Welsch übrigens selbst über die Ursachen für den forcierten Ton. Er erklärt ihn sich im Nachhinein mit seiner damaligen Randstellung im Wissenschaftsbetrieb, die ihn, da er in dieser Situation in geringerem Maße auf die Normen wissenschaftlichen Schreibens achten musste, in gewisser Weise zum Häretiker werden ließ:

Der besondere Ton hängt wohl damit zusammen, daß ich mir mit diesem Buch nicht nur etwas von der Seele geschrieben, sondern (man verzeihe die pathetische Formulierung) auch eine andere Seele erschrieben habe. Nachdem ich im Anschluß an die Habilitation von deutschen Wissenschaftsinstitutionen keinerlei Unterstützung hatte erhalten können und die statt dessen offerierte Chance der Arbeitslosigkeit zur Genüge gekostet hatte, war ich nach Wien gegangen, wo das Buch entstanden ist. Vielleicht schrieb ich aus dieser Situation heraus freier und riskanter. (Welsch 2008 [1991], XVI)

4 Conclusio

Die meisten der heute gebräuchlichen Epochenkonstruktionen haben ihren begrifflichen Ursprung im häretischen Diskurs des literarischen Felds, in dem sie einstmals als Distinktionszeichen im steten feldinternen Kampf um Deutungsmacht fungierten. Solche stark ideologisch aufgeladenen Zäsursetzungen erfahren im wissenschaftlichen Diskurs zwar ex post eine gewisse Form der Objektivierung bzw. Relativierung, können von ihrem Entstehungskontext aber nicht vollkommen entkoppelt werden.

In Bezug auf diesen Kontext kommt strategischen häretischen Handlungsformen, die man als Akte der Epochenbildung bezeichnen kann, eine exponierte Stellung zu. Diese dienen nicht nur der poetologischen Selbstversicherung bzw. der literarischen Gruppenbildung, sondern provozieren auf besondere Weise auch orthodoxe Gegenreaktionen, die – entgegen ihrer Absicht – schon allein durch die Zuteilung von Aufmerksamkeit die Legitimität des häretischen Einwurfs zusätzlich stärken. Zwar geht Bourdieu in seinen *Regeln der Kunst* ausführlich auf die für die ständige Reproduktion des literarischen Felds konstitutiven Auseinandersetzungen zwischen Etablierten und Neulingen ein; das in diesem Kontext zu beobachtende Phänomen performativer Sprechhandlungen findet jedoch kaum Beachtung. Umgekehrt nehmen in seinen Arbeiten zur Sprache, die auf dem Konzept der Performativität beruhen, die Besonderheiten des literarischen Felds keine exponierte Stellung ein. Dabei ergibt sich gerade in der Verknüpfung von Bourdieus sprach- und literatursoziologischen Schriften eine fruchtbare Perspektive auf die Bedingungen und Funktionsweise von Akten der Epochenbildung im Rahmen der Einführung und Konsolidierung literarhistorischer Zäsursetzungen.

Als allgemeine Merkmale von Akten der Epochenbildung, wie sie erstaunlicherweise in allen Prozessen der Epochenbildung seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts – und nicht nur in der hier im ersten Teil fokussierten Begründung einer deutschen Nachkriegsliteratur – auffindbar sind, können identifiziert werden: *erstens* die Evokation einer kulturellen Schwellensituation, mit dem das Indie-Vergangenheit-Verweisen dominierender bzw. konkurrierender literarischer Paradigmen bei gleichzeitigem Anspruch auf Antizipation einer positiv besetzten Zukunft verbunden ist, *zweitens* eine sich in bestimmten Argumentationsstrategien manifestierende Forciertheit im Ton, *drittens* die Verwendung einer distinkten Begrifflichkeit, *viertens* die behauptete Repräsentation einer Gruppe oder Generation sowie *fünftens* verschiedene mit dem performativen Charakter der Äußerungen zusammenhängende sprachliche Auffälligkeiten (z. B. im Modalvergebrauch). Aus diesem Katalog ergibt sich ein spezifisches rhetorisches und

inhaltliches Profil von Akten der Epochenbildung, das relativ unabhängig von ihrer medialen Erscheinungsform, die sich keineswegs nur auf das offen aktivistische literarische Manifest beschränkt, und ihren konkreten poetologischen Implikationen nachweisbar ist.

Die im zweiten Teil des vorliegenden Beitrags fokussierte Genese der Postmoderne unterscheidet sich von den meisten anderen Ex-nunc-Epochenkonstruktionen zwar dadurch, dass ein leitender häretischer Diskurs nur bedingt erkennbar ist, die Bezeichnung im deutschsprachigen Raum vielmehr von Beginn an überwiegend als kritisch-distanzierte Fremdzuschreibung gebraucht wird. Doch tut dies zum einen ihrer rasch zunehmenden feldübergreifenden Verwendung als Epochenbegriff keinen Abbruch; zum anderen sind es gerade solche als Akte der Epochenbildung zu klassifizierende Artikel und Schriften von Umberto Eco, Hanns-Josef Ortheil und Wolfgang Iser, die innerhalb der auf eine Konsolidierung der Epochenkonstruktion ‚Postmoderne‘ zulaufenden Debatte besondere – wenn auch häufig kritische – öffentliche Aufmerksamkeit erregen. Gerade diese – überdies im Widerspruch zum zeitgenössischen Geschichtsbild stehende – Kontinuität zu früheren Epochenbildungsprozessen stärkt die Annahme, dass Akte der Epochenbildung als ritualisierte Handlungsformen gelten können, auf die Akteure im mehr oder weniger bewussten Wissen um das sich im Laufe der Jahrhunderte verfestigte ‚Regelwerk‘ des literarischen Feldes bevorzugt zurückgreifen, um die eigene Sichtbarkeit im Feld zu erhöhen. Auch im vermeintlich unideologischen ‚postmodernen Zeitalter‘ garantiert also die apodiktische Rhetorik von Akten der Epochenbildung ein hohes Maß an öffentlicher Aufmerksamkeit – dies im Übrigen auch noch mit größerem zeitlichen Abstand bzw. nach Rezeptionspausen, wie das im Laufe der 1980er Jahre neu entfachte Interesse an den programmatischen Verlautbarungen im Kontext der Fiedler-Debatte offenbart.

Letztlich kann zwar nicht davon gesprochen werden, dass die genannten Akteure den zeitgenössischen Diskurs über eine mögliche postmoderne Epochenzäsur insgesamt bestimmt hätten – dafür sind an der Debatte seit ihrem erneuten Aufflammen im deutschsprachigen Raum Ende der 1970er Jahre zu viele unterschiedliche Stimmen aus zudem divergierenden kulturellen Kontexten beteiligt. Ihre programmatischen Akte der Epochenbildung fungieren jedoch durchaus als Katalysatoren, durch die die frühzeitig von *Diffusion* geprägte Debatte zusätzlich intensiviert wird. So kommt es zu einer Vielzahl von Bezugnahmen auf Eco, Ortheil und Iser sowie auf die hier nur am Rande behandelten Fiedler und Lyotard, wodurch sich langsam eine eigene Reihe kanonischer postmoderner Theoretiker etabliert, auf die von den (wenigen) Befürwortern, von Kritikern wie auch von (vermeintlich) neutralen Beobachtern zum Zwecke der Komplexitätsreduktion zurückgegriffen wird. Freilich handelt es sich um eine

Reihe, die angesichts des Fehlens einer genuine Trägergruppe des Begriffs bis heute von unklaren Zuordnungen und einer deutlichen Unschärfe an den Rändern geprägt ist.

Literaturverzeichnis

- Andersch, Alfred. „Deutsche Literatur in der Entscheidung: Ein Beitrag zur Analyse der literarischen Situation“ [1947]. *Gesammelte Werke in zehn Bänden*. Bd. 8: *Essayistische Schriften I*. Zürich: Diogenes, 2004. 187–218.
- Arnold, Heinz-Ludwig. *Die Gruppe 47: Ein kritischer Grundriß*. 3., gründlich überarbeitete Auflage. München: Edition Text + Kritik, 2004.
- Bachmann-Medick, Doris. *Cultural Turns: Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2006.
- Barner, Wilfried. „Über das Negieren von Tradition: Zur Typologie literaturprogrammatischer Epochenwenden in Deutschland“. *Epochenschwelle und Epochenbewusstsein*. Hg. Reinhart Herzog und Reinhart Koselleck. München: Fink, 1987a. 3–51.
- Barner, Wilfried. „Zum Problem der Epochenillusion“. *Epochenschwelle und Epochenbewusstsein*. Hg. Reinhart Herzog und Reinhart Koselleck. München: Fink, 1987b. 517–529.
- Baumgart, Reinhard. „Postmoderne – Fröhliche Wissenschaft? Über eine lange verschleppte, leergedroschene Frage“. *Die Zeit*, 16. Oktober 1987.
- Böttiger, Helmut. *Die Gruppe 47: Als die deutsche Literatur Geschichte schrieb*. München: Deutsche Verlags-Anstalt, 2012.
- Bourdieu, Pierre. *Die Regeln der Kunst: Genese und Struktur des literarischen Feldes*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001.
- Bourdieu, Pierre. „Der Fetisch Sprache“ [1975]. *Sprache: Schriften zur Kultursoziologie I*. Hg. Franz Schultheis und Stephan Egger. Berlin: Suhrkamp, 2017a. 7–72.
- Bourdieu, Pierre. „Zur Ökonomie des sprachlichen Tauschs (1982)“. *Sprache: Schriften zur Kultursoziologie I*. Hg. Franz Schultheis und Stephan Egger. Berlin: Suhrkamp, 2017b. 107–178.
- Bourdieu, Pierre. *Was heißt Sprechen?* Wien: Braumüller, 1990.
- Boyken, Thomas, und Nikolas Immer. *Nachkriegslyrik: Poesie und Poetik zwischen 1945 und 1960*. Stuttgart: utb, 2020.
- Buck, Nikolas. *Geschichte schreiben: Ein Modell zum Prozess literarhistorischer Epochenbildung*. Baden-Baden: Ergon, 2021.
- Buck, Nikolas. „Die Proklamation des Relevanten Realismus als (versuchter) Akt der Epochenbildung“. *Leider nein! Die Absage als kulturelle Praxis*. Hg. David-Christopher Assmann, Kevin Kempke und Nicola Menzel. Bielefeld: Transcript, 2020. 125–144.
- Eco, Umberto. *Nachschrift zum „Namen der Rose“*. München: Hanser, 1984.
- Esselborn, Karl. „Neubeginn als Programm“. *Hansers Sozialgeschichte der Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Bd. 10: *Literatur in der Bundesrepublik Deutschland bis 1967*. Hg. Ludwig Fischer. München und Wien: Carl Hanser Verlag, 1986. 230–243.
- Gomringer, Eugen. „konkrete dichtung“ [1956]. *konkrete poesie: deutschsprachige autoren*. Hg. Eugen Gomringer. Stuttgart: Reclam, 2001a. 161–162.

- Gomringer, Eugen. „vom vers zur konstellation“ [1954]. *konkrete poesie: deutschsprachige autoren*. Hg. Eugen Gomringer. Stuttgart: Reclam, 2001b. 155 – 160.
- Grüttemeier, Ralf. „Das Manifest ist tot – es lebe das Manifest! Über die poetologische Dimension der Debatte um postmoderne Manifeste“. *Manifeste: Intentionalität*. Hg. Hubert van den Berg. Amsterdam: Rodopi, 1998. 367 – 383.
- Gumbrecht, Hans Ulrich. „Posthistoire Now“. *Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte*. Hg. Hans Ulrich Gumbrecht und Ursula Link-Heer. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1985. 34 – 50.
- Heißenbüttel, Helmut. „Definitionen: Konkrete Poesie“. *Deutsche Zeitung*, 13./14. 05.1961: 20.
- Irsigler, Ingo. „Gegen die Zeit“ – Peter Rühmkorf und der Expressionismus im Kontext des literarischen Feldes der frühen 1950er Jahre“. *„Wo ich gelernt habe“: Peter Rühmkorf und die Tradition*. Hg. Susanne Fischer, Hans-Edwin Friedrich und Stephan Opitz. Göttingen: Wallstein, 2021. 42 – 59.
- Kauffmann, Kai. „Polemische Angriffe im literarischen Feld: Literatursatiren der Stürmer und Dränger (Goethe, Merck, Lenz)“. *Sturm und Drang: Epoche – Autoren – Werke*. Hg. Kai Kauffmann und Matthias Buschmeier. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2013. 29 – 48.
- Kiesel, Helmuth. „Die Restaurationsthese als Problem für die Literaturgeschichtsschreibung“. *Zwei Wendezeiten: Blicke auf die deutsche Literatur 1945 und 1989*. Hg. Walter Erhart und Dirk Niefanger. Tübingen: Niemeyer, 1997. 13 – 45.
- Kindt, Tom. „Epoche machen! Zur Verteidigung eines umstrittenen Begriffs der Literaturgeschichte“. *Aufklärung und Romantik: Epochenschnittstellen*. Hg. Daniel Fulda, Sandra Kerschbaumer und Stefan Matuschek. München: Fink, 2015. 11 – 22.
- Kölbel, Martin. „Eine ‚Art literarischer Widerstandsbewegung‘. Entstehung und Ästhetik einer inoffiziellen Literaturzeitschrift“. *Zwischen den Kriegen – Blätter gegen die Zeit: Eine Zeitschrift von Werner Riegel und Peter Rühmkorf*. Hg. Martin Kölbel. Göttingen: Wallstein, 2019. 565 – 582.
- Kurzke, Hermann. „Der Nihilismus ist fröhlich geworden“. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 23.05.1987.
- Lampart, Fabian. *Nachkriegsmoderne: Transformationen der deutschsprachigen Lyrik 1945 – 1960*. Berlin und Boston: De Gruyter, 2013.
- Lyotard, Jean-François. *Das postmoderne Wissen: Ein Bericht*. Hg. Peter Engelmann. 2. Auflage. Wien: Passagen-Verlag, 1993.
- Mix, York-Gothart. „Wahre Dichtung und Ware Literatur: Lyrik, Lohn, Kunstreligion und Konkurrenz auf dem literarischen Markt 1760 – 1810“. *Text und Feld: Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis*. Hg. Markus Joch und Norbert Christian Wolf. Tübingen: Niemeyer, 2005. 109 – 136.
- Ortheil, Hanns-Josef. „Das Lesen – ein Spiel. Postmoderne Literatur? Die Literatur der Zukunft!“. *Die Zeit*, 17. 04.1987.
- Ortheil, Hanns-Josef. „Postmoderne in der deutschen Literatur“. *Schauprozesse: Beiträge zur Kultur der 80er Jahre*. München: Piper, 1990. 116 – 128.
- Riegel, Werner. „Das Recht auf Häresie“. *Zwischen den Kriegen – Blätter gegen die Zeit: Eine Zeitschrift von Werner Riegel und Peter Rühmkorf*. Hg. Martin Kölbel. Göttingen: Wallstein, 2019a [1953]. 134 – 136.

- Riegel, Werner. „Vorwort zum Finismus“. *Zwischen den Kriegen – Blätter gegen die Zeit: Eine Zeitschrift von Werner Riegel und Peter Rühmkorf*. Hg. Martin Kölbel. Göttingen: Wallstein, 2019b [1953]. 168–170.
- Riegel, Werner. „Die heiße Lyrik“. *Zwischen den Kriegen – Blätter gegen die Zeit: Eine Zeitschrift von Werner Riegel und Peter Rühmkorf*. Hg. Martin Kölbel. Göttingen: Wallstein, 2019c [1954]. 236–238.
- Rühmkorf, Peter. „Finismus“. *Zwischen den Kriegen – Blätter gegen die Zeit: Eine Zeitschrift von Werner Riegel und Peter Rühmkorf*. Hg. Martin Kölbel. Göttingen: Wallstein, 2019a [1954]. 328–330.
- Rühmkorf, Peter. „Finismus: Absteckung der poetischen Möglichkeiten 1954“. *Zwischen den Kriegen – Blätter gegen die Zeit: Eine Zeitschrift von Werner Riegel und Peter Rühmkorf*. Hg. Martin Kölbel. Göttingen: Wallstein, 2019b [1954]. 347–352.
- Steinwachs, Burkhard. „Was leisten (literarische) Epochenbegriffe? Forderungen und Folgerungen“. *Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte*. Hg. Hans Ulrich Gumbrecht und Ursula Link-Heer. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1985. 312–323.
- Stockinger, Claudia. „Die Konstruktion von Alterität: Zur Selbstorganisation von Epochen am Beispiel Lessings“. *Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000*. Hg. Peter Wiesinger. Bd. 6. Bern u. a.: Lang, 2002. 39–45.
- Stockinger, Claudia. „Zur Literaturgeschichte Peter Rühmkorfs“. *„Lass leuchten!“. Peter Rühmkorf zwischen Aufklärung, Romantik und Volksvermögen*. Hg. Jan Bürger und Stephan Opitz. Göttingen: Wallstein, 2010. 151–173.
- Tommek, Heribert. „Trennung der Räume und Kompetenzen: Der Glaube an die Gelehrtenrepublik: Klopstock, Goethe, Lenz (1774–1776)“. *Text und Feld: Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis*. Hg. Markus Joch und Norbert Christian Wolf. Tübingen: Niemeyer, 2005. 89–108.
- Wagner, Birgit. „Auslöschen, vernichten, gründen, schaffen: zu den performativen Funktionen der Manifeste“. *„Die ganze Welt ist eine Manifestation“. Die europäische Avantgarde und ihre Manifeste*. Hg. Wolfgang Asholt und Walter Fähnders. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1997. 39–57.
- Wehdeking, Volker. „Literarische Programme der frühen Nachkriegszeit“. *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 21.2 (1990): 2–15.
- Welsch, Wolfgang. *Unsere postmoderne Moderne*. 7. Auflage. Berlin: Akademie Verlag, 2008.
- Wolf, Norbert Christian. *Streitbare Ästhetik: Goethes kunst- und literaturtheoretische Schriften 1771–1789*. Tübingen: Niemeyer, 2001.
- Williams, Rhys W. „Deutsche Literatur in der Entscheidung: Alfred Andersch und die Anfänge der Gruppe 47“. *Die Gruppe 47 in der Geschichte der Bundesrepublik*. Hg. Justus Fetscher, Eberhard Lämmert und Jürgen Schütte. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1991. 23–43.
- Zapf, Hubert. „Postmoderne Literaturtheorie“. *Theorien der Literatur: Grundlagen und Perspektiven, Bd. 2*. Hg. Hans Vilmar Geppert und Hubert Zapf. Tübingen und Basel: Francke, 2005. 205–223.
- Zimmer, Dieter E. „Ein Erfolg wird erklärt“. *Die Zeit*, 08.06.1984.